

dtv

Nadias verwitweter Vater will wieder heiraten und löst damit eine gewaltige Familienkrise aus. Sein neuer Schatz ist eine üppige Blondine, aus der Ukraine wie er auch, mit einer Vorliebe für grüne Satinunterwäsche, Fertiggerichte und hochtechnisierte Küchengeräte. Nadia ist sofort klar, dass diese Frau vor nichts haltmachen wird, um ihre ehrgeizigen Träume zu verwirklichen. Etwas Gutes hat die Angelegenheit aber – Nadia und ihre Schwester Vera sprechen seit Jahren das erste Mal wieder miteinander, verbunden durch das gemeinsame Ziel: ihr Vater muss aus den Klauen dieses Frauenzimmers gerettet werden! Doch auch der alte Mann arbeitet zielstrebig an der Erfüllung seiner Träume ...

Marina Lewycka wurde nach dem Zweiten Weltkrieg als Kind ukrainischer Eltern in einem Flüchtlingslager in Kiel geboren und wuchs in England auf. Heute lebt sie in Sheffield und unterrichtet an der Sheffield Hallam University. Mehr unter: www.marina-lewycka.de

Marina Lewycka

Kurze Geschichte des
Traktors auf Ukrainisch

Roman

Deutsch von
Elfi Hartenstein

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Marina Lewycka
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Caravan (24621 und 21201)
Das Leben kleben (21349)
Die Werte der modernen Welt unter
Berücksichtigung diverser Kleintiere (28006)

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de



Neuausgabe 2014
Veröffentlicht 2006
im Deutschen Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 2005 Marina Lewycka
Titel der englischen Originalausgabe:
A Short History of Tractors in Ukrainian
(Viking, London 2005)
© 2006 der deutschsprachigen Ausgabe:
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Umschlaggestaltung: gray318
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: Kösel, Krugzell
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21906-8

Für Dave und Sonia

I.

Zwei Anrufe und eine Beerdigung

Zwei Jahre nach dem Tod meiner Mutter verliebte sich mein Vater in eine berückende blonde geschiedene Frau aus der Ukraine. Er war vierundachtzig, sie sechsunddreißig. Wie eine flauschige rosa Granate schoss sie in unser Leben, wirbelte trübes Wasser auf, brachte den ganzen Morast längst versunkener Erinnerungen wieder an die Oberfläche und trat unseren Familiengespenstern kräftig in den Hintern.

Mit einem Anruf fing alles an.

Mein Vater krächzt mit vor Erregung zitteriger Stimme in die Leitung: »Gute Neuigkeiten, Nadeshda! Ich heirate!«

Ich weiß noch, wie mir schlagartig heiß wurde. Das kann doch nicht sein Ernst sein! Hat er nicht mehr alle Tassen im Schrank?

Dreht er auf seine alten Tage jetzt durch? Aber ich sage nur: »Freut mich, Papa.«

»Ja. Sie hat einen Sohn und kommt aus der Ukraine. Aus Ternopil.«

Aus der Ukraine. Er denkt an früher, an blühende Kirschbäume und den Duft von frisch gemähtem Gras, und seufzt. Ich dagegen spüre den Synthetik-Hauch des neuen Russland.

Sie heißt Valentina, erzählt er. Aber sie erinnert eher an eine Venus. »Die den Fluten entsteigende Venus von Botticelli. Du weißt schon: goldenes Haar, wunderschöne Augen, fantastischer Busen. Wenn du sie siehst, verstehst du, was ich meine.«

Die erwachsene Frau in mir ist nachsichtig. Süß, so ein letztes spätes Liebesglühen. Die Tochter in mir ist beleidigt. Verräter! Alter geiler Bock! Mutter ist gerade mal zwei Jahre tot. Ich bin wütend, aber auch neugierig. Diese Frau, die meine Mutter verdrängt, möchte ich sehen.

»Klingt ja toll. Wann kann ich sie kennen lernen?«

»Wenn wir verheiratet sind.«

»Findest du nicht, es wäre besser, wenn wir sie vorher zu Gesicht bekämen?«

»Warum denn? Ihr heiratet sie doch nicht.«
(Es ist ihm also klar, dass da etwas nicht ganz

in Ordnung ist, aber offenbar meint er, er käme damit durch.)

»Hast du dir das wirklich gut überlegt, Papa? Es kommt mir etwas überstürzt vor. Ich meine, sie muss doch auch um einiges jünger sein als du?«

Ich moduliere meine Stimme sehr sorgfältig, versuche mein Missfallen nicht durchklingen zu lassen – wie eine welterfahrene Erwachsene, die auf einen liebestollen Jüngling einredet.

»Sechsenddreißig. Sie ist sechsenddreißig und ich bin vierundachtzig – was soll's?« (»Was« klingt bei ihm immer wie »fass«.) Die Art, wie er mir das hinblafft, zeigt deutlich, dass er auf diese Frage gewartet hat.

»Ziemlich großer Altersunterschied ...«

»Dass du so spießig bist, hätte ich nicht erwartet.«

»Was?« Jetzt drängt er mich in die Defensive. »Nein, ich meine doch nur ... es könnte Probleme geben.«

Papa meint, nein, es wird keine Probleme geben. Er hat alles genau bedacht. Er kennt Valentina seit drei Monaten. Sie ist mit einem Touristenvisum gekommen, um ihren Onkel in Selby zu besuchen. Sie will mit ihrem Sohn im Westen ein neues Leben beginnen,

ein schönes Leben mit einem guten Job für gutes Geld und mit einem schönen Auto – auf gar keinen Fall ein Lada oder ein Skoda – und mit einer guten Ausbildung für den Sohn, Oxford/Cambridge, mindestens. Sie selbst hat ja im Übrigen auch eine gute Ausbildung. Einen Abschluss in Pharmazie. Damit kann sie hier ohne weiteres eine gutbezahlte Stelle finden, wenn sie erst richtig Englisch spricht. Bis es so weit ist, gibt er ihr Unterricht, und sie hält ihm das Haus in Ordnung und kümmert sich um ihn. Sie setzt sich ihm auf den Schoß und lässt ihn ihre Brüste streicheln. Sie sind glücklich miteinander.

Habe ich richtig gehört? Sie hockt auf Papas Schoß und er fummelt an ihrem Botticelli-Busen herum?

»Tja«, sage ich ganz ruhig, auch wenn ich innerlich vor Wut koche, »das Leben ist voller Überraschungen. Ich hoffe bloß, dass alles glatt geht. Aber schau, Papa« – jetzt wollen wir mal Klartext reden –, »ich verstehe zwar, warum *du* sie heiraten willst. Aber hast du dich auch mal gefragt, warum *sie* dich heiraten will?«

»*Tak, tak.*« (Ja, ja.) »Pass, Visum, Arbeitslaubnis – fass soll's?« Seine Stimme krächzt verdrießlich.

Doch, er hat alles bedacht. Sie kümmert sich um ihn, wenn er älter und gebrechlicher wird. Er gibt ihr ein Dach überm Kopf und teilt seine kleine Rente mit ihr, bis sie ihren gutbezahlten Job findet. Ihr Sohn – der im Übrigen ein außerordentlich begabter Junge ist, ein Genie sozusagen, sogar Klavier spielen kann er – bekommt eine englische Erziehung. Abends werden sie über Kunst und Literatur und Philosophie diskutieren. Sie ist eine kultivierte Frau, keine Quasseltante vom Land. Übrigens hat er sie auch schon gefragt, was sie von Nietzsche und Schopenhauer hält, und sie ist, was die beiden betrifft, absolut seiner Meinung. Und wie er selbst ist sie voll und ganz für den Konstruktivismus und kann den Neoklassizismus nicht leiden. Sie haben viele Gemeinsamkeiten. Für eine Ehe ist das eine gute Grundlage.

»Aber meinst du nicht, Papa, dass es für sie besser wäre, jemanden zu heiraten, der ihr altersmäßig etwas näher ist? In der Behörde merken sie doch, dass es sich um eine Zweck-ehe handeln wird. Die sind doch nicht auf den Kopf gefallen.«

»Hmm.«

»Und dann wird sie vielleicht in die Ukraine zurückgeschickt.«

»Hmm.«

Daran hat er nicht gedacht. Es nimmt ihm einen Moment lang den Wind aus den Segeln, aber vom Kurs bringt es ihn noch lange nicht ab. Er ist ihre letzte Hoffnung, erklärt er mir, ihre einzige Chance, um der Verfolgung, dem Mangel und der Prostitution zu entkommen. Das Leben in der Ukraine ist zu hart für ein so zartes Wesen. Er liest doch die Zeitungen, und was da berichtet wird, ist schrecklich. Es gibt kein Brot, kein Toilettenpapier, keinen Zucker, keine Kanalisation, das ganze Staatswesen ist korrupt, und Strom gibt es auch nur ab und zu. Er kann doch nicht eine wunderbare Frau wie sie zu so einem Leben verdammen? Er kann doch nicht einfach auf der Sonnenseite an ihr vorbeigehen?

»Versteh doch, Nadeshda, ich bin der Einzige, der sie retten kann.«

Wirklich – er hat ja alles versucht. Er hat sein Bestes getan. Bevor er auf die Idee kam, sie selbst zu heiraten, hat er sich überall nach einem passenden Ehemann für sie umgehört. Er hat bei den Stepanenkos angefragt, einem älteren ukrainischen Ehepaar, das einen ledigen Sohn hat, der noch bei ihnen lebt. Er war bei Mr. Greenway, einem Witwer aus dem Dorf, dessen unverheirateter Sohn ihn manchmal besuchen kommt. (Ein intelligenter Mann

übrigens, Ingenieur. Kein Durchschnittstyp. Würde gut zu Valentina passen.) Alle haben dankend abgelehnt. Sie sind einfach zu engstirnig. Was er ihnen auch ganz offen ins Gesicht gesagt hat. Seither reden weder die Stepanenkos noch Mr. Greenway mehr mit ihm.

Und die ukrainische Gemeinde in Peterborough will auch nichts von ihr wissen. Die sind auch engstirnig. Valentinas Ansichten über Nietzsche und Schopenhauer beeindruckten sie gar nicht. Die kleben alle an der Vergangenheit, ukrainischer Nationalismus, diese Banderiwtsi. Valentina ist eine moderne, selbständige Frau. Ganz böse Gerüchte haben sie über sie in die Welt gesetzt. Haben behauptet, sie hätte die Ziege und die Kuh ihrer Mutter verkauft, bloß um sich selbst Schminke kaufen zu können und sich Männer aus dem Westen zu angeln. Das ist Quatsch. Valentinas Mutter hatte Hühner und Schweine, aber doch keine Ziege und keine Kuh. So viel dazu – nur um zu zeigen, was für dummes Zeug da zusammengeredet wird.

Er hustet und keucht mächtig ins Telefon hinein. Mit allen seinen Freunden hat er sich deswegen schon zerstritten. Wenn es sein muss, wird er sogar seine eigenen Töchter ent-erben. Er wird das durchziehen, er allein ge-

gen den Rest der Welt, solange nur diese wundervolle Frau zu ihm hält.

Er ist so hingerissen von dieser Idee, dass er mit Worten kaum nachkommt.

»Aber Papa ...«

»Und noch etwas, Nadia: kein Wort darüber zu Vera.«

Ziemlich unnötig, dieser Hinweis. Ich habe mit meiner Schwester schon seit zwei Jahren nicht mehr geredet. Seit wir unsere Mutter begraben haben.

»Aber Papa ...«

»Nadeshda, du musst einfach verstehen, dass Männer in gewisser Beziehung anderen Trieben gehorchen als Frauen.«

»Papa, bitte bleib mir mit diesem biologistischen Determinismus vom Leib.«

Aber zum Teufel – soll er doch. Wenn er nicht hören will, muss er eben fühlen.

Kann sein, dass es schon vor diesem Anruf begann. Kann sein, dass es vor zwei Jahren begann, in ebendem Zimmer, in dem er jetzt sitzt. In diesem Zimmer, in dem damals meine Mutter lag und auf den Tod wartete, während der Kummer Vater durchs Haus trieb.

Durch die weit geöffneten Fenster und die nur halb vorgezogenen Leinenvorhänge trug

der Wind den Duft des Lavendels vom Vorgarten herein. Draußen Vogelgezwitscher und Stimmen: Da gingen Leute am Zaun entlang, da flirtete die Nachbarstochter am Gartentor mit ihrem Freund. Drinnen im fahlen, sauberen Zimmer meine Mutter, die nach Atem rang, während das Leben von Stunde zu Stunde mehr aus ihr wich, und ich, die ihr löffelweise Morphinum einflöste.

Für den Tod ist alles in Gummi gerüstet: Gummihandschuhe an den Händen der Krankenschwester, eine wasserdichte Gummunterlage auf dem Bett, Gummisohlen an den Schuhen, Glyzerin-Suppositorien, die wie goldene Geschosse glänzen, und der Nachtstuhl mit den Gummipfropfen an den Füßen, der jetzt mit einer grünlichen Flüssigkeit gefüllt ist.

»Weißt du noch, damals ...?« Immer und immer wieder erzähle ich die Geschichten von ihr und uns in unserer Kindheit.

Ihre Augen flackern dunkel. Ihre Hand in meiner Hand, sagt sie in einem lichten Moment: »Kümmere dich um Nikolai, den armen Kolja.«

Er war bei ihr in der Nacht, als sie starb. Ich habe noch im Ohr, wie er aufbrüllte in seinem Schmerz. »Mich auch! Nimm mich auch mit!«

Heiser würgend die Stimme; der ganze Körper starr, wie im Krampf zusammengezogen.

Am Vormittag, als sie ihre Leiche abgeholt hatten, saß er völlig abwesend im hinteren Zimmer. Irgendwann sagte er: »Nadeshda, weißt du eigentlich, dass es außer dem mathematischen Beweis für den Satz des Pythagoras auch noch einen geometrischen gibt? Schau, wie schön der aussieht.«

Er zeichnete Linien und Winkel auf ein Blatt Papier, schrieb kleine Symbole daneben und murmelte die Gleichung vor sich hin.

Er ist völlig von der Rolle, dachte ich. Der arme Kolja.

In den Wochen vor ihrem Tod, als sie in den Kissen ihres Krankenhausbetts lag, hatte Mutter sich Sorgen gemacht. Verdrahtet mit einem Monitor, der ihre kläglichen Herztöne aufzeichnete, klagte sie über die gemischte Belegung der Station, wo nur flüchtig vorgezogene Vorhänge die Kranken voneinander abschirmten, und über das aufdringliche Keuchen, Husten und Schnarchen der alten Männer. Sie zuckte zurück, wenn der Pfleger mit seinen dicken Fingern unbekümmert ihr Krankenhaushemd über den eingesunkenen Brüsten öffnete, um die Drähte festzukleben. Sie war

nichts als eine kranke alte Frau. Wen interessierte schon, was sie dachte?

Das Leben abzugeben ist schwerer, als du denkst, sagte sie.

So viel, worum man sich noch kümmern muss, bevor man in Frieden gehen kann. Kolja zum Beispiel – wer sorgt für Kolja? Die Töchter doch sicherlich nicht – kluge Mädchen, alle beide, aber so streitsüchtig. Und was wird aus ihnen? Ob sie glücklich werden? Ob diese netten, nichtsnutzigen Männer, bei denen sie gelandet sind, sie gut versorgen? Und die drei Enkelinnen – alle so hübsche Mädchen, aber keine unter der Haube.

Es wäre noch so viel zu regeln gewesen, doch sie hatte keine Kraft mehr dazu.

Im Krankenhaus verfasste Mutter ihr Testament, und meine Schwester Vera und ich passten genau auf, was sie schrieb, weil keine von uns der anderen über den Weg traute. Mutter schrieb alles in ihrer krakeligen Handschrift nieder, und zwei Krankenschwestern unterzeichneten als Zeuginnen. Sie, die so viele Jahre lang stark gewesen war, war jetzt schwach. Sie war alt und krank, aber das, was sie ein Leben lang zurückgelegt und zusammengespart hatte, befand sich quicklebendig bei der Coop-Bank.

Eines stand für sie fest: Papa sollte es nicht haben.

»Nikolai kann nicht rechnen. Der Arme steckt voller verrückter Ideen. Wir teilen das lieber unter euch auf, jede die Hälfte.«

Sie redete in ihrer ganz persönlichen Do-it-yourself-Sprache, ihrem mit neuen Wortschöpfungen angereicherten Ukrainisch à la *Küchenmixera*, *Schürzenbandu*, *Gärtnereskij*.

Als eindeutig war, dass man im Krankenhaus nichts mehr für sie tun konnte, wurde sie nach Hause entlassen, um dort in Ruhe sterben zu können. Meine Schwester verbrachte den Großteil dieses letzten Monats bei ihr. Ich kam über die Wochenenden. Irgendwann in dieser Zeit, als ich nicht da war, geschah es, dass meine Schwester eine Verfügung aufsetzte, derzufolge Mutters Geld zu gleichen Teilen an die drei Enkelinnen – meine Anna und Veras Alice und Alexandra – gehen sollte, nicht mehr halbe-halbe an mich und sie. Mutter unterschrieb, zwei Nachbarn fungierten als Zeugen.

»Mach dir keine Sorgen mehr«, sagte ich zu Mutter, bevor sie starb, »es wird schon alles gut gehen. Wir werden traurig sein und du

wirst uns sehr fehlen, aber wir kommen schon zurecht.«

Wir kamen aber nicht zurecht.

Sie wurde auf dem Dorffriedhof beigesetzt, auf einem neuen Areal, das direkt ans offene Land grenzte. Ihr Grab war das letzte in einer Reihe ordentlicher neuer Gräber.

Ihre drei großen blonden Enkeltöchter – Alice, Alexandra und Anna – warfen Rosen und eine Handvoll Erde ins Grab. Nikolai klammerte sich, von seiner Arthritis gebeugt, fahl und mit leerem Blick in tränenlosem Schmerz am Arm meines Mannes fest. Die Töchter, Vera und Nadeshda – »Glaube« und »Hoffnung«, meine Schwester und ich –, rüsteten sich zum Kampf um Mutters Nachlass.

Während die Trauergäste ins Haus zurückkehren, um sich zu stärken und sich mit ukrainischem Samohonka ein wenig anzuheitern, treten meine Schwester und ich in der Küche in den Ring. Sie trägt einen schwarzen Seidenstrick-Zweiteiler aus einer eleganten kleinen Secondhand-Boutique in Kensington. An den Schuhen hat sie kleine goldene Schnallen, an ihrer Gucci-Handtasche einen goldenen Verschluss und um den Hals ein dünnes goldenes

Kettchen. Ich stecke in irgendwelchen schwarzen Klamotten, die ich im Oxfam-Shop gefunden habe.

Vera mustert mich kritisch von oben bis unten. »Aha – der Landfrauen-Look.«

Ich bin siebenundvierzig und Dozentin an der Universität, aber der Tonfall meiner Schwester macht mich augenblicklich wieder zu einer vierjährigen Rotznase.

»Nichts gegen Landfrauen. Mutter war auch eine«, antwortet die Rotznase.

»Genau.« Die große Schwester zündet sich eine Zigarette an. Rauch zieht in eleganten Spiralen nach oben.

Als sie sich vorbeugt, um das Feuerzeug wieder in ihre Handtasche zu stecken, sehe ich an ihrem goldenen Kettchen ein kleines Medaillon unter dem Revers ihrer Kostümjacke hervorstechen. Es wirkt seltsam altmodisch gegen Veras sonstiges gestyltes Outfit, als ob es nicht dazugehöre. Ich starre es an. Tränen treten mir in die Augen.

»Das ist Mutters Medaillon, das du da trägst.«

Mutters einziger aus der Ukraine geretteter Schatz, klein genug, um es im Saum eines Kleides zu verstecken. Es war ein Hochzeitsgeschenk ihres Vaters für ihre Mutter. Innen-